

# Sonntagsbeilage

## Lesung für den Sonntag.

### Die beiden hl. Johannes.

Entsprechend dem Geiste der hl. Advenzenzeit, der uns nicht nur auf den Erlöser hinweist, sondern uns auch auf dem Weg der inneren Läuterung zu ihm hinführt, stellt kein Geringerer als Christus selbst das Bild Johannes des Täufers, der in der „Stille der Zeiten“ dieselbe Aufgabe zu erfüllen hatte, in seiner persönlichen Bedeutung und seiner Stellung in der Heilsgeschichte uns lebendig und eindringlich vor Augen. Wir aber denken dabei unwillkürlich an einen anderen Johannes, „den Jünger, den Jesus liebte“. Wie der eine auf Christus hinvies mit den Worten: „Siehe das Lamm Gottes“ und der andere in prophetischer Schau die Scharen, die niemand zählen konnte, vor dem „Thron des Lammes“ erblickte, so ist es von eigenartiger Art, die Bilder dieser beiden Freunde des Lammes in großen Zügen nebeneinander zu stellen.

Die beiden hl. Johannes sind die großen Muster des engelgleichen Lebens. Wo könnten wir eine so erhabene und strenge Heiligkeit finden, wie die des hl. Täufers? Er besitzt einen Vorzug, der dem der allerheiligsten Jungfrau sehr nahekommt, denn war diese ohne Sünde empfangen, so ward er doch ohne Sünde geboren. Sie war ganz rein, ganz heilig, und die Sünde hatte keinen Teil an ihr, während der Täufer in den ersten Tagen seines Daseins dem Fluche Adams unterworfen war. Er war ein Kind des Zornes Gottes, beraubt der Gnade, die Adam empfangen hatte und die das Leben und die Kraft der menschlichen Natur ist. Jedoch sobald Christus, sein Herr und Erlöser, zu ihm kam, sobald Maria seine Mutter Elisabeth begrüßte, ward auch ihm sofort die Gnade geschenkt und die Sünden aus seiner Seele getilgt. Das ist auch der Grund, weshalb wir den Geburtstag des hl. Täufers feiern. Denn die Kirche feiert nichts Unheiliges, weder die Geburt des hl. Petrus und Paulus, noch die des hl. Augustinus und des hl. Hieronymus oder irgend eines anderen Heiligen, wie gütlich ihr Leben auch immer gewesen sein mag, weil sie alle in Sünde geboren wurden. Die Kirche feiert ihre Bekehrung, ihre Verträge, ihr Martyrium, ihren Tod, die Überwindung ihrer Gebeine, aber nicht ihre Geburt, weil diese bei keinem heilig gewesen ist. Nur der Geburtstag feiert sie, den unseres Herrn, seiner hl. Mutter und des hl. Johannes des Täufers. Welch ein hoher Vorzug war dies, der dem hl. Johannes eine so einzigartige Stellung gibt und ihn unterscheidet von allen Propheten und Predigern, die jemals gelebt haben. Und so wie der Anfang war auch der ganze Verlauf seines Lebens. Er wurde durch den Geist in die Wüste geführt und lebte hier von der einfachsten Speise, in der rauhesten Kleidung, in den Höhlen wilder Tiere, fern von den Menschen. So führte er 30 Jahre lang ein Leben der Mühsal und des Gebetes, bis er berufen ward, Buße zu predigen, die Verkünder des Erlösers zu verkündigen und ihn zu taufen. Nachdem er dann sein Werk vollendet und wohl nie gekümmert hatte, wurde er befehle gesetzt wie ein Werkzeug, das seinen Dienst getan hat, und schmachtete im Gefängnis, bis sein Haupt unter dem Schwert des Henkers fiel. Heiligkeit vom Anfang bis zum Ende, das ist der reine Gedanke, der sich uns bei der Betrachtung seines Lebens aufdrängt.

Und dennoch, schöner und fast majestätisch ist das Bild des gleichnamigen großen Apostels, Evangelisten und Propheten der Kirche, der so frühzeitig in den erlesenen Kreis unseres Herrn kam und alle anderen Jünger solange überlebte. Ob wir ihn in seiner Jugend oder in seinem ehrwürdigen Alter betrachten, aus seinem ganzen Leben leuchtet von Anfang bis zu Ende als charakteristische Tugend die Keuschheit hervor. Er ist der jungfräuliche Apostel und eben darum seinen Herrn so teuer. „Der Jünger, den Jesus liebte“, der an seiner Brust ruhte, dem er am Kreuze seine Mutter anvertraute, der in der „Geheimen Offenbarung“ alle Wunder schaute, die in der Welt bis zum Ende der Tage geschehen werden. „Gar sehr zu ehren ist der hl. Johannes“, sagt die Kirche daher, „der am Herzen Jesu ruhte beim letzten Abendmahl, dem als einer jungfräulichen Seele er seine jungfräuliche Mutter anvertraute“. Er war es, der in seiner Jugend sich bereit erklärte, den Reich des Herrn mit ihm zu trinken, der ein langes Leben hindurch als einsamer Pilger im fremden Lande nach der Heimat schmachtend sich verzehrte, der endlich nach Rom geführt, in siedendes Öl geworfen und zuletzt auf eine ferne Insel verbannt wurde, bis seine Tage sich ihrem Ende nahten.

Wie wäre es möglich, die Heiligkeit dieser beiden großen Diener Gottes würdig darzustellen, so verschieden in ihrer ganzen Geschichte, in ihrem Leben und ihrem Tod, und doch einander so nahe in ihrer Weitabgeschiedenheit, in ihrem Seelenfrieden und ihrer großen Unschuld! Niemals hat die Todessünde sie berührt, und mit dürfen wohl glauben, daß sie auch von jeder freiwilligen sündlichen Sünde freiblieben. Die allmächtige Gnade Gottes beherrschte in ihnen das Widerstreben der Vernunft, die Barteitigkeit der Neigungen, die Unordnung der Gedanken, das Nieder der Leidenschaften und die Täuschung der Sinne. Sie lebten in einer eigenen, gleichförmig heiteren heiligen Welt, in Bildern des Treibens, im Verkehr mit dem Himmel und im Vorgesicht der ewigen Seligkeit. Wenn sie als Prediger oder als Bekenner zu ihrer Umwelt sprachen, so sprachen sie wie aus einem hl. Tempel heraus, als „Stimme eines Rufenden in der Wüste“, oder wie „im Geiste von Tage des Herrn“. Darum sind sie auch mehr der Heiligkeit, als der Liebe Musterbilder, weil die Liebe auf einen höheren Gegenstand gerichtet ist, ihn zuseht, sie ihn nicht, während Heilige wie jene sich so dem Gegenstand ihrer Liebe verbunden fühlen, ihn so ganz in sich aufzunehmen und mit ihm eins zu werden suchen, daß ihre Herzen nicht sowohl den Himmel liebten, als selbst ein Himmel waren, nicht sowohl das Licht sahen, als selbst Licht waren. Ihr Leben unter den Menschen ist den Engeln zu vergleichen, wie sie in der Urzeit zu den Patriarchen kamen und mit ihnen sprachen, als wären sie selbst Gott, denn Gott war in ihnen und sprach durch ihren Mund. So gingen diese beiden Heiligen fast ganz in der Gottheit auf, lebten ein so engelgleiches Leben, wie es nur immer auf Erden gelebt werden kann, so ruhig, so still, so erhaben über Sorge und Angst, so geläutert und zurecht, so frei von Begierde und Absehen, daß man sich ein vollkommeneres Abbild des Friedens und der Unwandelbarkeit Gottes auf Erden nicht denken kann.

## Der dritte Weltmissionssonntag.

Erst allmählich beginnt das Wort „Weltmissionssonntag“ in unseren kirchlichen Leben ein „Begriff“ zu werden, mit dem sich religiöses Fühlen und religiöses Wollen zu einer lebendigen Einheit verbindet. Es geht hier ähnlich wie mit dem Christkönigsfest, das auch erst in den letzten Jahren entstand, und das ebensowenig sofort von entsprechenden religiösen Traditionen, frommen Bräuden und Uebungen umrahmt war, wie der Weltmissionssonntag. Aber von Jahr zu Jahr ist der religiöse Widerhall des Missionsfestes in der katholischen Welt nachhaltiger und eindrucksvoller. Wir können dies auch in diesem Jahre feststellen, wo der hl. Vater mit seinem Hofstaat und der Bürgerchaft der Vatikanstadt zum erstenmal den Tag als Familienfest der neuen bürgerlichen Gemeinschaft beging, die der Lateranvertrag schuf. Aus der ganzen Welt wird über große öffentliche Missionsfeiern, Generalkommunionen der Vereine und Institute, kirchliche Veranstaltungen und Sammlungen zum Besten des Missionswerkes der Weltkirche berichtet.

In Bereich der Fudauer Bischofskonferenz wurde über aus zwingenden Gründen die Feler des Weltmissionsfestes auf den ersten Sonntag nach dem Fest des hl. Franz Xaver verschoben werden. Am 8. Dezember, am Feiertag des Empfängnis, begeht deshalb unsere Diözese in diesem Jahre das Weltmissionsfest.

Nach dem Willen des hl. Vaters muß der Weltmissionssonntag in allen Pfarren der Welt gefeiert werden, also nicht nur an den Orten, wo der Katholizismus sozusagen mit dem Volke verwachsen ist und keine nennenswerte Widerheit anderen Glaubens seine Wirksamkeit einbüßt, sondern auch in der Diasporafarre, in der Missionsparre der Heidenländer, in der neuheidnischen Großstadt. Wenn ich am Weltmissionssonntag die katholischen Einzigen in Fernen zum armenischen Gottesdiensträumen versammeln, so lenke ich bei und opfern für die Heidenmission, wenn der Priester in Moskau an diesem Tage die wenigen Katholiken in Gorki und Targasen zum Gottesdienst versammelt, so lenke ich die Resenzahl der 1000 Millionen Heiden ins Gedächtnis rufen, wenn der Priester einer arabischen Groß- oder Weltstadt die wenigen Christen sammelt, die sich aus dem Strafenturm in der Nähe des Zuberwaldes freigeschleudert, soll er sie um Gebet und Opfer für die Verkörperung des Reiches Christi auf Erden ersuchen, wenn in China der Missionar vor seiner Missionsgemeinde steht, soll er ihr erzählen von der Missionsaufgabe der Kirche in Europa, Afrika, Südamerika, wenn der Kongomissionar seine Korpengemeinde draußen im Unwald berührt, soll er ihr an diesem Sonntag von den Riten der Kirche in China und Ozeanien berichten, soll sie interessieren für die Frage der Wiederchristianisierung der von Weihen bewohnten Länder.

Was will die Kirche mit dem Weltmissionssonntag anders, als in jeder Pfarre der Welt jene Semina zu veranlagen, die den Willkür für das weltweite Reich Gottes vorzuziehen, jene Schranken durchbrechen, die den Selbsterreneren und immer nur ein Gebiet der Seelsorge und eine kirchliche Tellerfrucht leben lassen? Die Wahrheit von der einen, alle Völker und Länder umfassenden Weltkirche, deren Ältste Glieder wir sein müssen, deren Freunden unsere Freuden, deren

## Für unsere Kleinen.

### Das Schau-Insekt d.

Von Marga Thome.

Als ich abends von der Arbeit nach Hause kam, rief Hanschen mir schon entgegen: „Ein Schau-Insekt, ein Schau-Insekt! Ich hab' ein Schau-Insekt gesehen. Es war schwarz, Vater und es hatte eine rote Decke auf dem Rücken. O, es war so schön. Und geht, ich bekomme so eins vom Christkindchen?“

Der kleine Kerl ließ mich nicht mehr los. „Geil, ich bekomme eins?“ bettelte er immer wieder.

„Wo ist das denn mit dem Schau-Insekt?“ fragte ich die andern, die am Tische saßen und lachten.

„Ach, er war mit der Mutter in der Stadt gewesen und hat in einem Schaufenster das Schau-Insekt gesehen“, sagte Erich. „Selbst erbel er von nichts andern mehr. Die Mutter hat ihm gesagt, das Christkindchen sei in diesem Jahre zu arm und könne keins bringen. Aber das glaubt er nicht.“

„Das Christkindchen hat doch alles im Himmel, nicht wahr, Vater?“ war Hanschens Stimme da, „es kann mir doch eins bringen.“

Hanschens war unser Jüngster, wir hatten ihm gewiß alle gerne die Freude gemacht. Aber ein Schau-Insekt kaufen, wo so viele andere Dinge blühend waren. Nein, das ging nicht.

„Nicht wahr, Vater, ich bekomme eins?“ fragte Hanschen wieder an. „Reinst du nicht auch, das Christkindchen brachte es mir?“

Er sah mich so glücklich an. Ich brachte es nicht übers Herz, ihm alle meine Hoffnungen zu zerstreuen. „Na, wir wollen mal sehen“, sagte ich diplomatisch. „Du weißt, das Christkind...“

„Ich bringe eins, ich bringe eins“, jubelte Hanschen mir mitten in meine Diplomatie hinein. „Vater, dann kann ich

aber teilen. Seht ihr's, ich wußte es ja. Der Vater weiß es besser.“

„Da hast du was Schönes angerichtet“, sagte die Mutter, als sie Hanschen zu Bett gebracht hatte. „Der Junge redet nur mehr von seinem Schau-Insekt. Wo sollen wir das wohl hernehmen?“

Mein Gesicht war in diesem Augenblick nicht gerade sehr diplomatisch. „Ja, was machen wir?“

„Ich weiß es“, rief da Erich, der Dreizehnjährige. „Wir machen ihm eins.“ Er lachte, es sollte mir ein Späß sein.

Ich sah ihn nachdenklich an. Mit ihm plätsch ich der Gedanke an meine früheren Postleien. Sollten wir's nicht mal probieren? Holz, Leim und Farben ließen sich schon leicht beschaffen. Werkzeuge hatte ich noch genug von früher. Man konnte doch mal probieren. Wie es wurde, so wurde es.

„Also, wir machen eins“, entschied ich dann und sah meine Schor triumphieren. Mit ein paar Worten entwickelte ich ihnen meinen Plan und hatte die Genußnahme, daß sie Feuer und Flamme dafür waren. Erich, der eine sehr geschickte Hand hatte und stets Freude an solchen Postleien zeigte, hätte am liebsten gleich angefangen. Den Werkzeugkasten holte er schon mal herbei und prüfte alles, was darin war.

Am nächsten Abend brachte ich das nötige Material mit. Als Hanschen schlafen war, gingen wir an. Messer, Hobel, Bohrer und eine kleine Säge hatte Erich schon bereit. Es war doch schwerer, als wir es uns vorgestellt hatten. Und manchmal, wenn es gar nicht klappen und passen wollte, und das glatte Messer immer wieder abstieß, dann hätte ich wohl den Mut finden lassen, wenn Erich nicht gewesen wäre. Er ließ nicht los. „Wir kriegen es schon fertig“, beharrte er. „Das soll doch schon sein, wenn uns so'n einfaches Schau-Insekt nicht gelingen sollte.“

Abend für Abend schafften wir dran. Ich muß sagen, ich hatte eine Freude, wie ein Kind, als wir die Formen allmählich heraus hatten, den Kopf, die Beine, die Wiegeblätter. Am meisten Spaß machte uns der Kopf. Und wir waren stolz wie Könige, als wir zwei prächtige Ohren her-

aus hatten. Unserer Größe waren sie noch nicht fein und ziemlich genug. Sie schnitzte auch daran herum, und schließlich hatte sie so lange gemacht, bis sie die Spitze des linken Ohres abgeglättet hatte. Erich jammerte sehr über die Entstellung und rief: „Jetzt hast ihr Mädchen genug geleidet. Nicht weiter eine Satteldecke für unser Pferd und macht einen Zügel.“

Das sehen sie sich nicht zweimal lagen. Sofort durchwühlten sie den Kistkorb der Mutter. Und als sie ein rotes Stück Stoff herauszogen, da jubelten sie. Sie begannen Stühle darauf zu fassen, gelbe Haare und große. Es wurde wirklich die prachtvollste Satteldecke der Welt. An den anderen Abenden arbeiteten sie an dem Zaumzeug. Unterdessen war unser Pferd soweit fertig geworden. Nun mußte es noch angefrischt werden. Erich kümmerte für einen Schimmel, Peter für einen Fuchs. Wir einigten uns auf einen Rapfen und strichen alle daran an. Erich konnte es sich nicht versagen, ihm auf die Stirne einen goldenen Stern zu malen. Wir saunten unser Werk an, als es fertig war, ich hatte eine Freude, die ich keinem beschreiben kann. Am nächsten Abend, als die Farbe getrocknet war, kam noch die Satteldecke darauf, und das Zaumzeug wurde ihm angelegt. Und dann stand unser Schau-Insekt so stolz in der Stube, es gefiel uns über die Wagen gut. Was tat's, daß es ein hübsches viereckig geraten war, das hatte doch wirklich nichts zu sagen. Wir konnten kaum den Weihnachtsohrend erwarten, da Hanschen es zu sehen bekam. Was würde er Freude haben.

Wie es am Heiligen Abend ging, erzähle ich ein anderes Mal. Nur das muß ich doch sagen, daß Hanschens maßlose Freude über unser Werk unser höchstes Weihnachtsgeschenke war.

Ich kann nun schon wieder daran, was wir das nächste Mal basten.

## Sprichwort-erraten.

### Ein schönes Spiel.

Zu diesem Spiel muß erst einmal ein Spieler das Zimmer verlassen. Dieser Spieler soll nämlich das Sprichwort erraten, das wir jetzt in seiner Abwesenheit, recht leise spre-

Selben unsere Seelen sind, soll an diesem Tage eingeschärft werden. Das Dogma von der Unverfalllichkeit der Kirche, ihrer äußeren Katholizität, dessen ganze Tiefe und Schönheit Pius XI. sich seit Beginn seines Pontifikates zu entfalten bemüht, soll an diesem Tage in den Seelen der Gläubigen gefestigt, und da, wo partikuläristische Gesehense seine ganze Tragweite verschüttete, wieder ausgegraben werden. Daß es sich hier um eine Ausgrabungsarbeit in weiten Kreisen unseres katholischen Volkes und seiner Führer handelt, haben Kriegs- und Nachkriegszeit mit unbedingter Klarheit bewiesen. So soll, um in den Worten Kardinal von Rossini zu reden, der Missionssonntag „das wahre Fest des apostolischen Geistes, der große Tag der Katholizität sein. Denn die Kirche ist die Mutter aller, für alle Zeiten, in allen Ländern bis zu den Grenzen der Erde.“

Aus der Wahrheit von der Unverfalllichkeit des Wesens der Kirche ergibt sich die Pflicht aller Katholiken, als lebendige Glieder dieser Kirche sich entsprechend den Wesensgesetzen und Wesensimpulsen dieses göttlichen Organismus zu betätigen. Niemand ist von der Pflicht der Missionshilfe ausgeschlossen, mag er auch in armer Diaspora sich vereinsamt fühlen und nur selten den Besuch des Priesters empfangen, mag er in neubelebter Großstadt mühselig um die Erhaltung seines Glaubens ringen, mag er in der Freude ob des eben erhaltenen Glaubens in einem verständlichen Egoismus zunächst der eigenen Missionsparrei draußen in den tiefliegenden Seidenländern Gedenken wünschen.

Wir sind immer für das Ganze der Kirche mitverantwortlich, weil wir Glieder des Ganzen sind. Gott hat es gewiß so gefügt, daß jeder Katholik seiner Ortskirche und ihren nächsten Aufgaben zunächst dient. Nirgendwo aber steht geschrieben, daß sein religiöses Denken, Beten und Arbeiten sich hinter dem Kirchturm über den Scheitern des als Diasporakirche dienenden Volkshauses verschließen soll, daß er mit einer rein menschlichen Denkart nur für das von ihm übersehene kleine Teilgebiet des kirchlichen Organismus eifern muß, unter unatholischer Auserachtlassung der Räte der Gesamtkirche.

Von einem Katholiken muß man verlangen, daß er alle, auch die ihm nächstliegenden Seelsorgsaufgaben, unter dem Gesichtswinkel der Gesamtkirche sieht, wie er sein eigenes Leben im Speck aeternitatis (unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit) anschauen soll. Christus hat das Individuum ewig und damit gezeigt, welchen ungeheuren Wert die Einzelseele für ihn besitzt. Aber die Zuwendung der Erbsung erreicht uns nur als Glieder einer großen Gemeinschaft der universalen Kirche. Es ist buchstäblich wahr, daß wir uns in dieser Gliedschaft unser Heil erreichen können. Diese Gliedschaft aber

belagt Denkfähige und aufgeschlossene Teilnahme am Gesamt-Leben der Weltkirche. Es ist notwendig, daß unser Volk sich in erster Linie wieder zu jenem universalen katholischen Denken aufschwinge, das der moderne Individualismus in jeder Form oft zu erdrücken drohte. Diesen weitumspannenden Geist wieder zu entsenden liegt im Interesse aller Katholiken, aller Seelsorgsinteressen und aller Seelsorgsgebiete. Denn er belagt die Wegwendung von einer gewissen Anarchie der Kräfte zur Harmonie unter Christus, dem Vorker der Kirche; er belagt eine Betonung des Vertrauens auf die übernatürliche Leitung der Kirche gegenüber einem menschlichen Denken mit menschlichen Maßstäben. Wenn der Missionssonntag ein Auferstehungsfest für diesen weltweiten Universalismus der Kirche auch im entlegensten Pfarrdorf bräute, dann würde fürwahr auch die Seidenmission, zu deren Förderung er eingesetzt ist, herrliche Ernte feiern. Denn den 335 Millionen Katholiken stehen über 1000 Millionen Heiden und Mohandaner gegenüber. Wie könnte heilige Liebe ihrer ver-gessen, wenn sie wahrhaft katholisch ist?

Joseph Peters.

### In Memoriam.

Am St. Barbara-Tag (4. Dezember) waren es acht Jahre, seitdem Bischof Michael Felix Korum von uns gegangen ist, aber sein Andenken ist in den Seelen seiner treuen Diözesanen noch nicht verblaßt.

Ganz anders geartet als jetzt waren die Zeiten, in denen Bischof Korum den Hirtenstab des heiligen Eucharistius führte. In mancher Beziehung waren sie weit schwieriger, in vielen anderen Beziehungen aber leichter und besser.

Bischof Korum hat in den vierzig Jahren seiner bischöflichen Tätigkeit Großes geleistet zum Heil der Seelen. Als tapferer Streiter ist er für die Rechte der Kirche eingetreten. In seinem persönlichen Leben war er ein Muster lebenswürdiger Tugend, als echt deutscher Mann war er dem deutschen Vaterland und der engeren Heimat die härteste Stütze in schwerster Zeit. Gerade das letztere wird in diesen Tagen und Monaten der endlichen Befreiung besonders leuchtend vor unserm geistigen Auge stehen.

Aber auch nach seinem Heimgange in die Ewigkeit war Bischof Korum seiner Diözese ein treuer Fürsprecher. Und so konnte er, wie wir hoffen, im Himmel über Schönes und Erhabenes, das unter seinem Nachfolger im Triester Bistum geschehen ist, sich freuen.

Das Grab des hochseligen Bischofs im hohen Dome zu Triest ist niemals ohne ein lebendiges Zeichen treuen Gedenkens. Der Name Michael Felix Korum wird bei uns stets mit Liebe und Dankbarkeit genannt werden.

## Die russische Teufelsinsel.

Bericht der nach Simland geflohenen Gefangenen.

Stockholm, 5. Dezember.

Die neuen Flüchtlinge aus der russischen Strafkolonie auf den Solowjetel-Inseln an der russischen Ostküste, die nach Simland gelangt sind, erzählen Erörterungen über die dortigen Zustände. Unter ihnen befinden sich sieben politische „Verbrecher“. Langsam erholten sie sich von den Strapazen der unglückseligen Fahrt durch Eis und Schnee. Der Korrespondent von „Stockholms Tidning“ hat ein Gespräch mit einem der politischen Flüchtlinge gehabt, einem Bauern, der als sowjetistisch angesehen und ohne Gerichtsverhandlung nach Solowjetel verschickt wurde. Dieser berichtet: Nach meiner Ankunft auf der Insel gelang es mir durch Nachforschungen unter den 45.000 Gefangenen festzustellen, daß mein ebenfalls vor einigen Jahren hier verschickter Vater inzwischen gestorben war. Die für die Gefangenen vorhandenen Räume, die auch im kältesten Winter nicht täglich geheizt werden, reichen nicht aus, obgleich täglich 30 bis 40 Gefangene an Güterkräften arbeiten.

Das Essen ist ganz unzureichend. Je nach der Beschäftigungsart des Gefangenen werden monatlich 5,75 bzw. 8,25 und 16,25 Rubel dafür aufgewendet. Die Strafkolonie werden zum Holzschlag in den Wäldern und auf den Sägewerken verwendet. Der Arbeitstag reicht von 9 Uhr nachts bis 10 Uhr abends und endet auch dann nur, wenn das wochenweise Quantum erledigt ist. Die Gefangenen sind so übermüdet, daß sie im Stehen oder Gehen zu schlafen pflegen. 150 Mann, die infolge Entkräftigung arbeitsunfähig waren, ließ man einfach verrotten. Selbstverköhlungen mit Äxten sind an der Tagesordnung. Die Vergewaltigungen in Offizin besserer Verpflegung bei guter Führung oder vorantwortschwererer Beschäftigung bekamen nur auf dem Papier. Im Krankenhaus kommen die Gefangenen nur, wenn sie bereits kranken sind. Seife gehört zu den unerschwinglichen Luxusgütern und man muß sich waschen zwei Monate, ohne daß die Strafkolonie sich waschen können. Wenn ein Gefangener vom Beschwoererrecht Gebrauch macht, ist er den fürchterlichsten Verfolgungen seitens der Wärter ausgesetzt.

Die in russischen Zeitungen ab und zu erscheinenden Beschreibungen und Bilder, nach denen beide Zustände in

den Gefängnissen herrschen sollen, sind nach Aussage der Flüchtlinge nichts als „Potemkinische Dörfer“. Wenn die Beschäftigung kommt, richte man einige Räume gut her und stecke eine Anzahl Wärter in sandere Aufwachposten, die dann verschiedene leichtere Arbeiten verrichten. Das wirkliche Leben der Gefangenen sei niemals fotografiert oder gezeichnet worden. Die Nacht geht nur durch, das eine Abteilung Gefangener, die in ziemlich abgelegener Gegend im Walde arbeiten, die Wärter erschlagen. Sie nahmen deren Waffen und Lebensmittel an sich, die aber nur für wenige Tage reichten. Der Korrespondent bezeichnet die Flüchtlinge als Menschenwölfe, deren Rettung und Wieder-aufzucht nur völliges Vergessen bringen könne.

### In der kanadischen Wildnis verliert.

Hoch im Norden der kanadischen Provinz Quebec, an der Grenze der Zivilisation, liegt Roberval, ein kleines, weitverlassenes Städtchen. Von hier machte sich im vergangenen Spätsommer ein Trapper, David Courtois, in Begleitung seiner beiden Söhne Rene und Michel auf, um hoch im Norden Jägen zu stellen und Pelze zu erbeuten. Hundert Kilometer vom Ausgangspunkt entfernt schlug man nach langer Wanderung das Lager auf, inmitten der unendlichen Einsamkeit der kanadischen Wälder. Hier blieben dann die beiden jungen Courtois, von denen Rene 19, Michel erst 13 Jahre zählte, zurück, während ihr Vater allein einen für ein bis zwei Wochen bemessenen Jagdausflug unternahm. 50 Pfund Mehl, etwas Fleisch und einen halben Eimer Bier ließ er als Proviant zurück. Unvorhergesehene Zwischenfälle verzögerten die Rückkehr des Trappers. Als er wieder am Lagerplatz eintraf, fand er ihn leer. Doch das benutzte ihn zunächst nicht. Er nahm an, daß die beiden Knaben, als ihnen die Zeit zu lang wurde, allein nach Roberval zurückgekehrt seien. Zu Hause angekommen, mußte er indes zu seiner Bestürzung erfahren, daß niemand etwas von den beiden wußte. Sofort machte sich eine Expedition unter Führung erfahrener Indianer auf die Suche nach den Vermissten, mußte aber nach Monaten unweir-

### Worm Schlaf.

Nun stehn die Häuser frohlich dicht  
Rings um den Marktplatz herum,  
Der Brunnens reich den Nachtkant um  
Und Mond ist schönes Lampenlicht.

Und Gottes Auge blinzelt nur  
Aus schmalen Silberfenster her,  
Und über Dächer rollt schwer  
Der Wunderträume große Ficht.

Hüßt ihr den Alten unsern Herrn?  
Er kommt, er kommt wie süßer Wein  
Und will um jeden Schläfer sein  
Mit Nacht und Mond und Stern.

Was wollen wir erleben?  
Nicht hier — bei Ihm ein Wohl  
Lohnt uns mit Jesus reden  
Und schlafen gehn.

Franz Johannes Weirich.



**Aus frischen Eiern...**

Die Teigwaren CORSOVO bestehen garantiert aus ausser-lesenen Hartweizengries und frischen Eiern.

Sie übertreffen alle anderen an Wohlgeschmack und Nährwert. Versuchen Sie sie, Gnädigste, und verlangen Sie die Eierteigwaren CORSOVO in allen gebräuchlichen Formen: Macaroni, Nudeln, Suppenteeigeln u. a. w.

**CORSOVO**

Hersteller  
**Bozon-Verduraz**

teter Sache umkehren. Im Juli dieses Jahres machte sich eine andere Expedition auf den Weg. Willen in der Wildnis fliehen die Indianer auf ein furchtbares Bild. Neben der Leiche des älteren Bruders lag hohlköpfig, zum Sklett abgemagert, dem Wahnsinn nahe, Michel Courtois, kaum fähig, einen Bericht über seine Abenteuer zu geben. — Die beiden Brüder hatten in der Tat, als ihr Vater nicht zur verabredeten Zeit zurückkehrte, beschlossen, nach Roberval heimzukehren, sich dann aber verlor. Monatlang streiften sie durch die unendliche Wildnis, Hunderte von Kilometern zurücklegend. Die Lebensmittel gingen bald zu Ende. Beeren, Wurzeln, ab und zu ein Fisch lieferten nur kümmerliche Nahrung. Im Juli erlag Rene den ungeheuren Strapazen. Aus Michel konnte nicht mehr weiter. Er beschloß, bei der Leiche seines Bruders auszuharren. Als die zweite von Roberval ausgehende Expedition den völlig Erschöpften fand, glanzt in einem Eimer ein kleines Feuer, das Michel zwei Monate zuvor — er beschloß gerade noch zwei Streichhölzer — entzündet und ständig unterhalten hatte. Ob der jetzt Biergebräu-kräftige das furchtbare Erlebnis überleben wird, ist noch die Frage.

### Zwei Bazillen werden Regimentskommandeure.

Vor etwa vier Jahren wurden zwei gefährliche Kollatoren der kommunistischen Partei von Frankreich, die Genossen Monmousseau und Semard, zu längeren Zuchthausstrafen verurteilt. Sie versuchten wiederholt, die Soldaten der „großen Armee“ zu Rebellionen zu verführen, und so manche Dienstverweigerung war auf der Mäherarbeit der beiden Bazillen zurückzuführen. „Schmeißt die Gewehre fort, Soldaten!“ ermahnte der Werkführer Monmousseau die Ehrenkompagnie vor dem Palast des Präsidenten am Nationalfeiertag und fügte im Brustton der Ueberzeugung hinzu: „Wolle man mir sämtliche Schätze des Louvre schenken, und den Eiffelturm dazu, würde ich auch niemals im Leben noch einmal den Soldatenstand anziehen und ein Gewehr in die Hand nehmen!“ — Sein Freund, der Schlossergeselle Semard, redete ähnliche Phantasien. Die Beiden betätigten sich auch im Nichtgebiet und stifteten überall Unheil an. Nachdem kleinere Strafen nicht genügten, um den hundertprozentigen Antikommunisten den Bazillensinnel aus dem Kopfe zu jagen, belagerten sie je zwölf Jahre Zuchthaus angeschlossen. Anlässlich der Ueberführung aus der Untersuchungshaft nach dem Vögelhaus von Vincennes gelang es ihnen jedoch auf eine bisher unaufgeklärte Weise zu entkommen. Obwohl die Strafbefehle gegen die Agitatoren halbjährlich erneuert worden sind, gelang der Befreiung bis heute nicht, sie zu erwischen. Endlich nach vier Jahren wurden sie entdeckt. Von einem Gendarmen namens Gers, der nützlich in einem Poststadlino die Genossen aufzählte. Nicht etwa im Zuschauertraum, sondern auf der Zimmerwand. Im Rahmen der Wachen, die mit anderem die letzten Militärparaden der roten Armee im Stille fest hielt. Ein rotes Regiment wurde von einem Monmousseau-ähnlichen Individuum geführt, ein anderes von einem ebenfalls schneidigen Offizier, in dem der Gendarm den Genossen Semard wieder zu erkennen glaubte. Der Mann meldete seine Wahrnehmung seiner vorgefundenen Befreiung, eine Kommission ließ sich den verräterischen Bildstreifen vorführen und konnte einwandfrei feststellen, daß sich die sonderbare äußere und innere Wandlung der beiden Antikommunisten in der Tat vollzogen hatte: sie stolzierten heute stolz mit ihren Offiziersbegeh-

### Lesen Sie unsere Zeitung!

Verantwortlich: E. Selljan, Saarbrücken, Politik, Kultur und Wirtschaftspolitik, Handel, Feuilleton, J. Hohedant, Dillingen, Rommuald- und Sozialpolitik, Lokales, Provinz, Sport, Peter Frey, Wetzlar und Rheinland.

Druck und Verlag: Saar-Zeitung Nr. 6, für katholische Interessen, Saarbrücken, Kleiner Markt 1.